Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 24 (1944-1945)
Heft: 9

Artikel: Kriegsweihnachten 1914/1944
Autor: Scherrer, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-159210

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

kunde und Gesang. 3. Rechnen, inbegriffen Buchführung und Formenlehre. 4. Handwerk, inbegriffen Schreiben, Turnen (Turnen nicht als Fach betrieben). Von den einfacheren zu den schwierigeren Themata des praktischen Lebens übergehend, würde der Lehrer die einzelnen Erscheinungen mit den Schülern zu erkennen, zu erklären und nachzubilden suchen. Der Schüler bekäme damit gerade jene praktisch anwendbaren Kenntnisse, deren er in seinem Leben bedarf, und, was wichtig ist: die Werkschule hätte wirklich den Charakter eines besonderen Schultypus, dessen Leistungen sich neben dem rein intellektuellen Typus der Sekundarschule gewiß sehen lassen dürften, wenn sie diese in gewisser Hinsicht nicht gar überträfen.

Die Werkschule müßte sich also grundsätzlich distanzieren von den wissenschaftlichen „Lektionen" und sich hinwenden zur praktischen Arbeit. Für die Lehrerschaft der Oberstufe bedeutete das allerdings eine vollkommene Umstellung, die sie nicht so leicht wird vollziehen können — gewissermaßen eine Umstellung auf eine schöpferische Unterrichtsgestaltung im Gegensatz zu der bisherigen rezeptiven, welche an die wissenschaftliche Systematik und Verfächerung gebunden ist. Wenn die Werkschule recht an die Hand genommen wird, so könnte es leicht eintreten, daß sie auch einen gewissen Mangel an intellektueller Begabung wett machte.

Kriegsweihnachten 1914/1944

Von **Paul Scherrer**

„Bald kommt die liebe Weihnachtszeit,
von Frieden träumt die Christenheit,
den Menschen all'n ein Wohlgefall'n;
wir hören die Kanonen knall'n."

In diese mit Absicht sprachlich nachlässigen und rhythmisch lotterigen Verse suchte Ende 1914 Richard Dehmel im Gedicht „Der Feldsoldat" die spöttisch-bittere Stimmung zu fassen, die man nach den ersten Kriegsmonaten im Schützengraben der Friedensbotschaft des Christfestes entgegenbrachte. Die Leiden der folgenden Jahre spitzten den Widerspruch noch schärfer zu; und doch wachsen gerade in solcher Krisenlage auch die Gegenkräfte. Das zeigt sich in der „Kriegsweihnacht" von Walter Flex. Ihm entfährt das denkbar härteste Wort; die Christnacht, die er erlebt, ist allerdings auch danach. Eisiger Sturm wütet an der Ostfront. Als Leutnant revidiert der Dichter, den Mantel brettsteif gefroren, die Grabenwachen; „formlos wie verschneite Pfosten" stehen sie am Feind und vermögen im pfeifenden Wind kaum das Losungswort über die frostgestrafften Lippen zu bringen.

„So taten wir der spröden Pflicht Genüge ...
Ein Schuß zerriß mit scharfem Knall die Nacht,
als lachte er der armen Weihnachtslüge."

Doch kaum hat sich die Bedrängnis des Herzens in diesem schrillen Mißton entladen, schlägt die Stimmung um: Aus der Erde steigt leis und fromm der Klang des Lieds „O du fröhliche" auf. Es dringt aus dem Unterstand hervor,

„. . . wo tief und warm vergraben
die Kompanie mit ihrem Heimweh rang.

Dort hockten sie bei ihren Liebesgaben
im Mantel, umgeschnallt, alarmbereit,
und dennoch alle, alle wieder Knaben . . .

Und gnadenbringend war die Weihnachtszeit
trotz Rußlands Frost und Tod: Christ war geboren . . .
Tief durch die Erde rann das Lied, weit, weit — —

Als säng', in dunkelsüßen Traum verloren,
ringsum das viele stille junge Blut,
das Gott der Herr zum Opfertod erkoren." . . .

Und wie diese Töne die kalte Starre brechen, vollzieht sich jene oft wiederkehrende Wandlung in den Seelen der Frontsoldaten, für die wohl niemand tiefere Worte findet, als im Spätherbst 1940 Josef Leitgeb:

„Wie die Sterne leuchten auf dem Grunde
finstern Himmels doppelt groß und nah,
ist in Todesstürmen Stund um Stunde
eurer stillsten Kindheit wieder da."

Mit dem Aufsteigen der Jugenderinnerungen aber erwachen Kräfte von größter Seelengewalt, Stimmen der mütterlichen Liebeswelt, die im entschiedensten Gegensatz zum Wesen des Krieges steht. Aus ihnen schöpfte 1915 Max Mell die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, als er die Reimzeilen „Zum Christfest eines Kinderspitals" schrieb. Wie einst der Friedenssegen in einer Welt voll Leid und Wunden von einem liebreichen Kind ausging, an welches die Erinnerung nie mehr verschwand, so

„. . . gilt es neu zu pflanzen der Liebe zartes Reis,
So ruht's in euren Händen, die ihr jetzt Kinder seid,
Ihr werdet es vollenden, auch ihr seid prophezeit."

Als der Tag der Kindheit, deren das Himmelreich ist, trägt Weihnachten wie keine andere Zeit den Gegenpol zu den Mächten des Hasses und der Zerstörung in sich, die auf den Schlachtfeldern toben. Das heißt jedoch auch, daß kaum ein anderer Anlaß im Wandel der Kriegsjahre die Spannung zwischen der furchtbaren Wirklichkeit und alledem, was sein sollte und sein könnte, so schmerzhaft zum Bewußtsein bringt. Sonst muß sich ja das Gefühl im Trott des Front-Alltags und im Drang der Kriegshandlungen abstumpfen, damit dieses Leben überhaupt noch ertragen werden kann. Der Druck eiserner Notwendigkeit preßt eine verhärtete Kruste über weicheres Empfinden. Doch das Christfest sprengt sie: Plötzlich bricht die Erkenntnis durch, daß unter dem Schutt zerstörter Hoffnungen und Menschheitsträume ein Restchen Sehnsucht nach höherem Dasein unverwüstlich lebendig geblie-

ben ist. Mit überraschender Bildkraft sah 1918 Karl Bröger im verzweifelten Eingraben der Fronttruppen die heimliche Suche nach den verschütteten Kündern der Liebesverheißung. „Die Schatzgräber" nannte er seine schanzenden und pickelnden Soldaten:

„Unsere Schaufeln und Spaten scharren durch Tag und Nacht,
unsere rüstigen Hände bohren Stollen und Schacht.

Denn wir suchen die Mutter, die Krippe und das Kind,
die von einer schweren Granate verschüttet sind.

Ja, wir wollen das himmlische Kind des Friedens haben,
müßten wir selbst bis ans zuckende Herz der Erde graben ...

Unsere Schaufeln und Spaten scharren weiter vor Tau und Tag.
Wir kennen die Sonne nicht mehr, wissen von keinem Stundenschlag.

Manchmal wischen wir Blut und Schweiß uns vom Gesicht,
starren und stöhnen aus unserer Tiefe auf zum erlösten Licht ...

Einmal aber zu einer geweihten Stund
heben wir Mutter und Kind und Krippe empor aus dem Grund.

Tragen das selige Kind auf unseren Schultern heraus,
stellen Mutter, Krippe und Kind in unser bestes Haus ...

Ach, dann wollen wir alle, wir armen, müden Soldaten,
unser Geschütz und Gewehr vom eisernen Tod entladen." ...

Am Ende münden diese Reimpaare in den Willen, Haß und Streit zu begraben und sich von Volk zu Volk brüderlich die Hände zu reichen.

Solcher Ruf nach dem Frieden erhob sich in der Kriegsdichtung des ersten Weltkriegs zu Weihnachten gar vielstimmig. Unter andern Gedichten klangen Josef Stollreiters „Weihnacht 1914" und Karl Brögers Weihnachtslegende „Zwei Bäume" in ihn aus. „Hoffnung: tausendfach zerschossen / die sich nicht ermorden läßt" beseelte Max Barthels „Feld-Weihnacht" von 1917:

„Oh, wie fiebern unsre Hände!
Aus der Asche flammt die Glut!
Über Grab und Grabenwände
triumphiert der Lebensmut.
Alle Mühen und Beschwerden
fallen, wie auf einen Schlag:
Friede! Friede sei auf Erden!
Komm! o Tag ..."

Auch Walter Flex knüpfte an die Botschaft an, die der Verkündigungsengel den Hirten brachte:

„Die grauen Hüter auf dem Felde
in dunkler Weihenacht sind wir.
O, daß vom Wasgau bis zur Schelde
der nächt'ge Himmel sich erhellte
und Gottes Engel trät' herfür!

Einmal gibt Gott uns doch den Frieden,
so oder so, nach seinem Sinn;
sei's droben, sei's im Sieg hienieden,
wir nehmen, was er uns beschieden,
demütiglich als Weihnacht hin."

Bei Alfons Petzold hat der Krieg den Soldaten in Polen und Flandern zwar alle Christbäume verbrannt; aber sie sammeln sich in der Heiligen Nacht auf den Straßen und blicken „in den Schein der Weihnachtssterne Gottes hinein", und der Dichter deutet ihnen den Glanz:

„Was ihr in ihren Flammen erkennt,
Ist Liebe, die ewig leuchtet und brennt
Und die euch, mitten in Not und Grauen
Läßt den Frieden der Zukunft schauen."

Der Kesselschmied Heinrich Lersch endlich verbindet in seiner „Mutter-Gottes im Schützengraben" den Friedenswunsch mit der sozialen Frage. In Erinnerung an die Herbergsuche in den Weihnachtsspielen, bei der die Reichen Maria und Josef hartherzig von der Türe weisen, lädt er das heilige Paar zu den Soldaten ein: diese werden die heilige Familie schützen und alles mit ihr teilen. Denn sie, die Armen, Reinen und Frommen im vordersten Schützengraben, tragen „der Liebe schmerzliche Dornenkrone", sie haben die Opfergesinnung des Gottessohnes kennen gelernt, die in den prächtigen Häusern der Reichen keine Stätte findet, sie wissen nichts mehr von Haß, Neid und Lüge. Sie harren mit ums Gewehr gefalteten Händen auf den König des Friedens und hoffen, daß in der Heiligen Nacht die Gewehre zu grünen Zweigen werden, „daran die Patronen wie Blüten blinken / die Granaten zu singenden Vögeln", während die Geschütze tief in die Erde versinken.

Freilich vermochte dieses ganze Aufgebot sehnsüchtiger Wünsche und mystischer Träume von Menschen, die guten Willens waren, den unerbittlichen Gang der Geschichte um keine Stunde abzukürzen und den heiß begehrten wahren Frieden nicht herbeizurufen. Welche Weltenferne trotz dem brennenden Verlangen zwischen dem gelobten Land der Christgeburt und den Schlachtfeldern, auf denen die Entscheidungen des Diesseits fallen, liegt, stellte Karl Bröger in seiner „Legende vom verwehrten Weg" dar. Als die „hohe Frau von Nazareth" über die vom Kanonendonner erschütterte Erde schwebt, trifft sie keine friedlichen Hirten; von einer rauhen Schildwache wird sie angerufen:

„Wohin der Fahrt? Was ist genehm?
Hier führt kein Weg nach Bethlehem.
Und suchst du deinen lieben Sohn,
der starb vor tausend Jahren schon.
Hier klingt ein andres Gloria.
Hörst du den Schall von Golgatha?"

Petzold verdichtete diesen „Schall" zu Worten, als er seinen Franz von Assisi angesichts des Weltkrieges fassungslos aufschreien ließ: „Über

allem der Haß!" Um dieses Rufes willen tragen alle, die auf die Schädelstätte des Kampfs gebannt sind, ihr Teil der Martern gekreuzigter Liebe, vom unstillbaren Heimweh bis zum einsamen Sterben. Darum ist den Soldaten am Weihnachtstag das Herz doppelt schwer. Bei Erich Limpach verbergen an „Weihnachten im Felde" die harten Männer, die im Stollen mit ersparten Kerzen, Buntpapier und Äpfeln einen ärmlichen Baum rüsten, mit Mühe ihre Tränen voreinander. Am reinsten hält wiederum Bröger den wehmütigen Grundton schlichter „Feldweihnacht" fest:

„Und heut soll Weihnacht sein!
Es fallen große Flocken.
Gewiß: bald läuten Glocken
Zu Haus den Abend ein.

Kamerad, nun keine Scham!
Wie wir das alle wissen:
Oft haben wir verbissen,
Was uns ins Auge kam.

Ich seh es ganz genau:
Im schwachen Lampenschimmer
Zwei Buben still im Zimmer
Und eine blasse Frau — —

So geht es mir und dir.
Was kann uns besser einen,
Als daß wir alle meinen,
Die Liebsten wären hier?...

Der Heimat diesen Gruß,
Eh ich zur Wehre greifen
Und auf Patrouille streifen
Und wieder schießen muß."

Seiner herzlichen Einfachheit gelingt es selbst den „Tod am Heiligen Abend" in das Weihnachtsgleichnis einzubetten:

„Auf Sappenwache am heiligen Christ
unser lieber Kamerad gefallen ist.
Die Kugel traf ihn so gut, so gut.
In purpurnen Röslein erblühte sein Blut.
Wir haben leise gesummt und gesungen...
„Es ist ein Ros' entsprungen — — —"

Wir brachten den toten Mann zur Ruh
und deckten ihn ganz mit Zweigen zu.
Wir steckten ein Reislein in seine Hand
als Tannengruß aus dem Heimatland.
Der Himmel stand hoch in klarer Pracht...
„Stille Nacht, heilige Nacht..."

Breitet sich hier sogar über den Soldatentod der stille Weihnachtsfriede, so zerreißt ihn bei Max Barthel an „Weihnachten im Argonnerwald" wilder Kampflärm. Wohl sieht der Mann auf Vorposten den Weihnachts-

stern durch die zerfetzten Bäume des toten Waldes schimmern, doch er fragt zweifelnd:

„Ist auch für uns das Christuskind geboren?"

Und im selben Augenblick schon hört er den Stacheldraht vor der Stellung klirren, schießt die Leuchtpistole ab und weckt damit die schlafende Front:

„Die MGs hämmern, und die Handgranaten krachen,
Aus Feuerschlünden flammt der Horizont.
Die stille Nacht, sie ist in Raserei zersprungen,
In den Granaten orgeln Tod und Stahl,
Das Schützenfeuer hat sein Weihnachtslied gesungen,
Die Handgranaten bersten mehr als hundertmal.
Alarm! Alarm! Ein Angriff? Ungeheuer
Liegt im Raketenschein der winterliche Wald,
Durch die Argonnen paukt das schwere Feuer,
Um das Gewehr ist jede Hand geballt."

Daß schließlich der befürchtete Angriff ausbleibt, die überreizte Schießerei wieder verstummt und der Weihnachtsstern von neuem tröstlich hervortritt, kann das Zerrbild der „stillen Nacht" nicht mehr auslöschen.

Allen diesen Weihnachtsgedichten aus dem ersten Weltkrieg ist eines gemeinsam: sie übertünchen die Unvereinbarkeit des blutigen Ringens um das Reich von dieser Welt mit der christlichen Verkündigung nirgends; sie unterlassen es, weil in ihnen immer noch irgend ein Stück unverlorener Gläubigkeit an das Weihnachtswunder des Evangeliums lebt, sei's auch nur in der Auseinandersetzung mit der Frage, ob seine Lehre für den Kämpfer noch Gültigkeit besitze. Vielleicht wird dieser Rest von öffentlicher Allgemeinverbindlichkeit der christlichen Menschheitsgesinnung dadurch gestützt, daß man sich damals in allen Lagern noch an die Überzeugung klammern konnte, dieser Krieg sei der letzte Waffengang, den die abendländischen Völker durchzufechten hätten; nach ihm beginne die dauernde Friedenszeit.

* * *

Hierin ändert sich im Krieg, den wir heutzutage durchleiden, mancherlei. Weltanschauungskreise außerhalb des Christentums schieben sich sichtbarer ein. Zwar wirkt der Weihnachtszauber ebenso stark wie ehedem: in Walter Rispeters „Vorweihnacht im Felde" (1940) hat er die Kraft, den vom Gefühl der Verlorenheit in unabsehbarer Fremde überwältigten Soldaten wieder aufzurichten. Die Gedanken des unablässig Weitermarschierenden schweifen zurück über die endlosen Straßen, an denen so viele Kameraden in kalter Erde liegen, und bedrängend wird die Frage laut:

„Wohin? Wie lang? — Die Nacht ist tief.
Wie kalt, wie fremd die Sterne ...
Da ... ist es nicht, als wenn es rief
Weither aus stiller Ferne?

Ein Leuchten steigt am Himmelsrand.
Ihm ziehen wir entgegen.
Da ist's, als wenn auf meine Hand
Sich Kinderhände legen,

Als hätt' mein Junge leis' gelacht
In seinen Wünscheträumen:
Die Kompanie zieht durch die Nacht
Im Duft von Tannenbäumen."

Die Erlebnisfülle des Festes ist die alte, aber ihre Grundlagen sind nicht mehr überall die früheren. Am bewußtesten wird dies in Heinz Schwitzkes „Weihnacht 1939" ausgesprochen. Auch er vergleicht, wie einstmals Flex, die Posten, die in der Heiligen Nacht ringsum an den Grenzen Wache stehen und zum Himmel blicken, mit den Hirten auf dem Felde. Und er erinnert sich ebenfalls „der alten Mär" vom Engel, der „in jenen fernen Tagen" — wie bezaubernd ist die Wendung! — den Menschen Weihnachtsfrieden und Glück ohne Ende ansagte.

„Doch solcher Vorzeit helles Licht
und solche frohe Kunde
erwarten unsre Posten nicht
auf ihrer nächtgen Runde.
Vielleicht ein ferner Glockenton
klingt zaghaft auch für sie.
Allein, da braust der Himmel schon
nach andrer Melodie.

Die donnernden Geschwader ziehn
gestaffelt und in Reihn
hoch über ihren Häupten hin,
gleich wie des Kriegsgotts Schrein.
Wie hungrig wildes Vogelheer,
ein Brüllen ohne Ende.
Dazu tackt hämmernd ein Gewehr
im weiten Vorgelände . . ."

Als es dann plötzlich still wird, meint auch diese Schildwache das Aufsteigen eines großen Glücks aus den Nächten zu ahnen. Doch der Anteil des neuen, härteren Geschlechts am Weihnachtswunder liegt im Glauben, ein Krieg sei der notwendige Same, aus dem einst der Baum des Friedens wachse. In seinem Schatten werde künftig das eigene Volk behütet wohnen, und der Wachtdienst im Grenzland helfe mit, „den Menschen allen ein Wohlergehn / und Friede, Friede auf Erden" zu schaffen. Die Weihnachtsbotschaft wird, ihres überweltlichen Gehalts entledigt, ins Irdische umgedeutet und auf das Nationale begrenzt.

Ähnlich verschiebt sich bei andern die Geburt des Gotteskinds zum einfachen Sinnbild des ewigen Wunders der Erneuerung des Lebens. Am schönsten ist die Verwandlung ins rein Menschliche Gerhard Schumann in der „Soldaten-Weihnacht" geglückt:

„Die Erde ist zerschunden.
Durch feuerrote Stunden
Heult der Granaten-Wind.
Einsam in ferner Kammer
Gebar in Not und Jammer
Die junge Frau ihr erstes liebes Kind.

Die Mutter froh in Schmerzen
Legt sanft das Kind zum Herzen.
Der Vater steht im Feld.
Wird ihn der Ruf erreichen?
O Gott, gib ihm ein Zeichen
Vom neuen Leben in der dunklen Welt.

Was hat die Nacht durchklungen
Mit leisen Engelszungen
Vom Himmel so vertraut und fern?
Er kniet, vom Glanz beschworen:
Nun ist das Kind geboren
Verkündet still der hohe Herzens-Stern."

Anspruchsloser und beinahe noch inniger faßt Hans Baumanns „Weihnacht im Krieg" das Bild einer Mutter, die sich über das Kind beugt, des Vaters, der im Feld Wache hält und der Sternennacht in drei Reimpaare zusammen, deren letztes lautet:

„Zwei Sterne blicken still aus unserm Kind
Und zeigen an, daß wir ein Herze sind."

Anders als durch Umdeutung ins Allgemein-Menschliche versucht Herybert Menzel im „Stern über den Hütten" die innere Ferne zur Weihnachtslegende zu überbrücken. Er löst sie aus der familiären Traulichkeit heraus und stellt sie in den Dienst der Werbung für die völkische Zukunft:

Über den ärmlichen Hütten
Steht es wie Weihnachtsschein.
Für das kommende Große
Ist keine Hütte zu klein.
Alle wollen wir dienen,
Gläubigen Herzens und rein,
Jede werdende Mutter
Soll uns Maria sein."

Noch befremdlicher als hier, wo wenigstens der Name der Muttergottes festgehalten ist, greift die Umformung bei Gerd Schneider ein. Schon im Titel ersetzt er die vertraute Bezeichnung durch „Wintersonnenwende":

„Ihr sucht das Licht, das für die Erde brennt,
und sagt, in Wintersnacht um die Sonnenwend
würde die Liebe nieder in Stroh geboren,
und die Engel sängen von allen Emporen.

Bei Gott, ich sah einen müden Soldaten auf Stroh,
der war voller Liebe und litt, aber Ihr wurdet froh."

In Ludwig Friedrich Barthels „Weihnachten 1939" bleibt dann von der biblischen Geschichte nur noch ein blasser Vergleich: die Soldaten schließen „die Mündung des Gewehres in / Frostklamme Hände: wie es Hirten tun, / Gemach darauf zu lehnen". Wenn im übrigen die „Gestirne / wie Lichter eines weihnachtlichen Traumes / millionenfach entglommen" im „Baum der Welten" hangen, so entstammt diese Vorstellung der germanischen Mythologie, und außerchristlicher Gläubigkeit entspringen auch die Worte:

„Nimm einwärts ihren Glanz; denn wer noch jetzt,
Um diese Mitternacht des Tods, sich freun will,
Muß mit den Ewigen, die alle Fahrten
Der Völker überblicken, tröstlich eines,
So eines sein wie Sterne mit der Liebe,
Aus der sie kommen und in der sie ruhn."

Ganz im Kreis der Sinnbilder des germanischen Götterglaubens bewegt sich die „Kriegsweihnacht" von Erna Blaas. Ihre „Nacht der Mütter", mit der die Strophen anheben, hat keine Beziehung auf Maria; vielmehr spielt sie auf den Mythos vom lichten Gotte Balder an, und von Frigg, seiner sorgenden Mutter, die durch die Welt zog, um alle belebten und unbelebten Wesen durch Eide und Beschwörungen zu verbinden, das Leben ihres todbedrohten Sohnes zu schonen. Wie sie, so suchen nun wieder Frauen ihre Söhne in den Schlachten vor dem Tod zu wahren:

„Alle Waffen ruhn in dieser einen
Großen Nacht des Ursprungs, die versöhnt,
Und die stählernen Gestirne scheinen
An ein milderes Gesetz gewöhnt....

„Heute wandern Mütter bis zum Meere
Und besprechen Rosenstrauch wie Tang,
Daß kein Leben Lebendes versehre;
Selbst die Mistel beugt ihr Opfergang."

Und dann begegnet der Zug der Mütter dem Traumzug ihrer Söhne, deren Seelen aus den Schrecknissen von Feuerbränden und Blutschein zu den Stätten der Kindheit aufgebrochen sind, während das „mitternächt'ge Glockendröhnen" den Friedensklang vorahnen läßt. Über den Geltungskreis der christlichen Anschauungen hinaus behält die Heilige Nacht hier ihre befriedende Kraft.

Abbild des Lebensbaums, also der Weltesche Yggdrasil, ist die Tanne im Kerzenschimmer und Silberschmuck in Wilfrid Bades „Weihnacht" (1943). Darin sind noch andere Züge vorchristlicher Religiosität aufgenommen, die sich im Volksglauben abseitig bis zur Gegenwart erhalten haben. Durch die Magie der Wundernacht erwachend, treten die Gefallenen zur Feier herein:

„Kamerad den Kamraden, dem nächtlichen Heer,
Zauberisch wiedergeschenkt!
Große, du gläubige Wiederkehr,
Tod nun zum Leben gelenkt!"

Dann singen die Verblichenen mit und bleiben, bis sie beim mählichen Erlöschen der Kerzen in den wachsenden Schatten versinken. Das Totenreich, jene geheimnisvolle Region altdeutscher Kultbräuche, greift in das Weihnachtsgeschehen ein: ein bedeutsames Zeichen, wie die Bindungen von Blutzusammengehörigkeit und Bodenverwachsenheit, Ahnenverehrung und Volkstumspflege an die Stelle des übernationalen Menschheitsglaubens getreten sind.

Solche mythischen Einschläge in der Weihnachtsdichtung der Gegenwart bringen dichterisch teilweise starke Wirkungen. Aber sie dringen nicht allgemein durch; neben ihnen behaupten sich die überlieferten Inhalte. Ja, diese letztern sind, wo sie auftreten, lebensfrischer, ursprünglicher. Daß sie es vermeiden, zu den religiösen Grundlagen hinabzusteigen, wahrt ihnen die kindlich-herzerquickende Selbstverständlichkeit. Das fühlt unwillkürlich, wer als Gegenstück zu den weltanschaulich befrachteten Gedichten den warmen „Weihnachtsbrief" eines „Landsers" von Rudolf Kreutzer liest:

„Liebes Weib,
Nun kann ich doch nicht kommen
Zu dem Weihnachtsfest in unsre kleine Stadt,
Denn es fährt für mich der Heinrich Frommen,
Der die kranke Frau zu Hause hat."

Drum schickt der Wehrmann die Grüße seiner Kameraden und seine Aufträge eben als Brief:

„Kauf der Grete einen Puppenwagen
Und dem Peter eine Eisenbahn,
Und dann möchte ich dir gerne sagen,
Back auch Honigkuchen und viel Marzipan.

Denn die Kinder sollen es nicht missen.
Sieh! die heilige Nacht, die kommt nun bald.
Wenn ich werde Posten stehen müssen,
Wird ein Stern stehn überm schwarzen Wald.

Und den Christbaum stell wie immer
Nah zum Fenster, wo dein Nähtisch steht.
Mancher freut sich an dem Kerzenschimmer,
Der noch einsam auf der Straße geht."

Ähnlich unbeschwert-glücklich empfindet Arthur Jaenickes Wehrmann, der sich im „Soldatentraum" ausmalt, wie er am Weihnachtsmorgen als Urlauber heimkehrt und die knarrende Stiege hinaufsteigt, während die Kinder noch rosig und traumumweht schlummern:

„Nicht wecken, Liebste —. Laß uns leise gehen
zur Stube, wo die Weihnachtstanne steht,
laß uns die kleinen Gaben selig sehen,
indes der Baum sich silbersingend dreht."

Auch in Wolfgang Jünemanns „Soldatenheimkehr", Frida Schanz' „Helldunkler Weihnacht", Johannes Haacks „Weihnachtsgedanken" und Gerhard Schumanns „Weihnacht an der französischen Küste" lebt der einfache

Geist menschlicher Freude und inniger Güte, die das Kriegsschicksal wenigstens auf Augenblicke zu überstrahlen vermögen. In einem eben erst in Basel erschienenen Bändchen findet der Schweizer Heinz Kreis für diese seelenaufschließende Macht des Festes stille Worte:

„Immer warst du hart und nur Soldat.
Aber heut ist Weihnacht. Leise tut
sich das Tiefe auf, das in dir ruht
und die Zartheit zager Sehnsucht hat ...

Fliegersurren hängt im Himmelsraum,
welches dunkel an den Tod uns mahnt —
doch im blaßverschneiten Lande ahnt
man den weihnachtlichen Friedenstraum."

Tiefer als es der Neutrale kann, erfaßte aus der Erlebnisnähe des Frontkämpfers heraus Joachim von Joeden den Zwiespalt von Friedensbotschaft und Opfertod, über dessen ungelöste Bitterkeit keine noch so milden Klänge hinwegzutäuschen vermögen. Ihm ist die Todesahnung nicht ferner Hintergrund, der die Feststimmung dunkel untermalt. Grausam zerrt ihn die Wirklichkeit in blutender Zerrissenheit zwischen der Weihnachtsverheißung und der Trostlosigkeit des alltäglichen Soldatentods hin und her. Die Verdüsterung des Kriegsbildes ins schlechthin Entsetzliche, die mit dem Jahr 1943 einsetzte, läßt kein Vergessen, Ausweichen, Deuteln oder Verklären mehr zu. Darum schwankt der Dichter in der „Weihnachtsfeier" zwischen der nachdenklich überlegenden Ernüchterung des Soldaten und der weichen Träumerei, die ihn umfangen will. Die stockenden, abgerissenen Gedanken spiegeln mit ergreifender Echtheit das mühsame Grübeln des von Kälte und Qual erschöpften Menschen wieder, bis in diesem schönsten und wahrsten Weihnachtsgedicht des zweiten Weltkrieges endlich doch der Lichterglanz des Kinderglaubens über Zweifel, Not und Tod siegt:

„Der Abend senkt sich schwer und bleiern —
Daheim sie jetzt die Weihnacht feiern —
Wir suchen unsere Toten.
Fürwahr, der Magere mit der Hippe
Ist treu. — Das Kind liegt in der Krippe.
Zwei sehr verschiedene Boten!

Habt weiße Watte auf den Zweigen —
Da liegen sie verkrümmt und schweigen,
Schnee in der Augenhöhle.
Wie sollen wir Euch nun begraben?
Die harte Erd' will Euch nicht haben.
Wie geht es Eurer Seele?

Muß sie wie wir nun weiterfrieren?
Darf sie der Kerzen Wärme spüren?
Es ist nur ein Gedanke.
Friede, den Menschen Wohlgefallen —
Horcht! Drüben wieder Schüsse knallen
Tief in der linken Flanke.

Zurück wir die Entseelten trugen,
Ins Astwerk die Geschosse schlugen,
Und doch war's wie im Traume.
Hervor die goldenen Sterne drangen,
Und alle armen Seelen schwangen
Sich heim zum Lichterbaume."

* * *

Quellennachweis: Nach Möglichkeit wurden Originalausgaben benützt. Wo sie wegen der Kriegsverhältnisse nicht beschaffbar waren, halfen folgende Anthologien aus:

Volkmann: Deutsche Dichtung im Weltkrieg. Leipzig 1934 (Mell).
Rauch: Feldgraue Ernte. Der Weltkrieg im Gedicht. Berlin 1935 (Max Barthel: Feldweihnacht).
Soldatenweihnacht. Berlin 1939 (Max Barthel: Argonnerwald).
Graff: Eherne Ernte. Gedichte im Krieg 1939/1941. München, Berlin 1941 (Rispeter; Baumann; Jaenicke).
Ziesel: Krieg und Dichtung. Wien, Leipzig 1940 (Schwitzke; Ludw. Friedr. Barthel).
Kaufmann: Deine Jugend, mein Volk! Leipzig 1943 (Blaas; Kreutzer).
Von der Vring: Die junge Front. München 1943 (Joeden).

Die Wiederkunft der mythischen Wirklichkeit

Karl Kerényi und Thomas Mann / ein Briefwechsel

Von H. A. Wyß

I.

Lange hing die antike Religionsgeschichte wie ein altkluges Kind am Rockzipfel der aufgeregt selbstgefälligen Dame Aufklärung. Nichts Übernatürliches hatte vor den Zweifeln der beiden Bestand. Spott wurde den Göttern zuteil, daß sie, von Menschen erfundene Wahnbilder voll Fehler und Schwächen, Vorbild sein wollten. Ob es die Götter der Griechen oder der Germanen waren oder irgendein Übermenschliches betraf, ein Wahrgenommenes und Für-wahr-Genommenes (nicht zuletzt christlichen Glaubens), man hielt es für Allegorien oder Einbildungen der Angst und lächelte ein Augurenlächeln über das Spiel der Täuschung mit armen Unmündigen, denen man mit der Leuchte des Verstandes nachhelfen mußte. Geblendet von dem eigenen scharfen Bewußtseinslichte, wurde den Aufklärern das Götterwesen nicht durchsichtig, in dem die Geheimnisse von Innen- und Außenwelt Gestalt gewinnen.

Die Dichter aber sangen und sprachen, brachen den Bannspruch von Leipzig voll Feuer und Brausen: Verkörperung einer höhern Lebendigkeit im Gegensatz zu aller krittelnden Wissenschaft und gescheit-blinder Zer-